

Aus der Wunderwelt der Natur : Ammonshörner

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666357>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

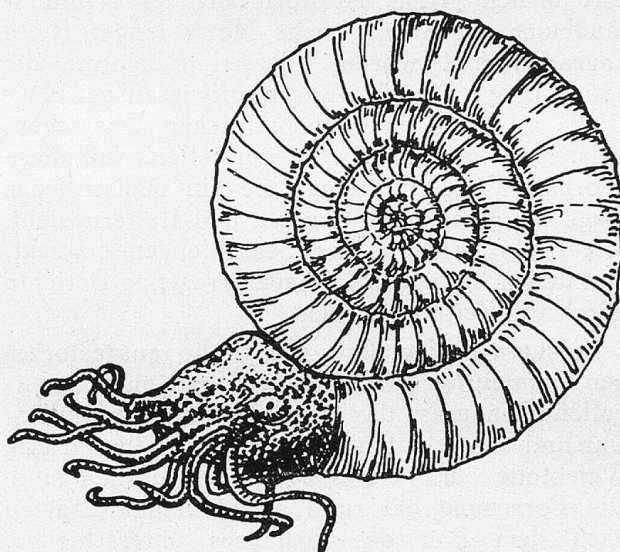
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für die Belehrung. Meist werden sie im Winter aufgesucht, wenn die Feldarbeit ruht, aber auch im Sommer findet sich immer einmal ein alter Bauer oder ein Patient, der froh ist um die gelehrte Gesellschaft. So dient das große wissenschaftliche Werk, lange bevor es vollendet ist, dem

schönen Zweck des Zusammenwirkens von Gelehrten und einfacher Bevölkerung und bringt uns den schönen Beweis, daß sich unter unsern Land- und Bergbewohnern erfreulich viele helle Köpfe befinden, die sich beim täglichen Verrichten ihrer Arbeit des Wertes der Sprache bewußt werden.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Ammonshörner



Ammonit versteinert und als Lebewesen rekonstruiert

Ammonshörner sind versteinerte Tiere, die man wegen der schneckenartig aufgerollten Schale fälschlich für Schnecken hält. Der Zürcher Naturforscher Geßner, der vor vier Jahrhunderten lebte, glaubte in ihnen aufgeringelte Schlangen zu erkennen. Das braucht uns nicht zu verwundern; denn die Erforschung der Versteinerungen ist zur Hauptsache eine Errungenschaft der neuesten Zeit, hat doch noch Johann Jakob Scheuchzer, der berühmte Zürcher Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts, den versteinerten Riesensalamander für den sintflutlichen Menschen gehalten. Auch anderswo, so im englischen Volksglauben, werden die Ammonshörner als versteinerte Schlangen gedeutet, und man bezieht sie aus Irland für die heimischen Gärten, um sich vor giftigen Würmern zu schützen. In Deutschland dagegen spielten sie im Aberglauben eine andere Rolle: Man

vermutete in den wunderlich gebogenen Linien die Spuren tanzender Hexen und Teufel, oder man mauerte sie zum Schutz gegen Blitzschlag in die Häuser ein, ja, man legte sie in Melkkübel, um die Kühe vor Krankheit zu bewahren. Ammonshörner aber heißen sie, weil die gewellten Windungen an das Horn eines Widders (oder Schafbocks) erinnern und der Widder das heilige Tier der ägyptischen Gottheit Ammon war. So hören wir denn Tell mit Schillers Worten in der Hohlen Gasse von seinen Jagdfahrten erzählen:

... Niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein selt'ner Vogel oder Ammonshorn.

Aber das Ammonshorn ist kein Schafbockshorn, keine Schlange, keine Schnecke, sondern ein längst ausgestorbener Tintenfisch.

Tintenfische sind Meertiere von eigenem Bau-

typus, ohne Arme und Beine, ohne Flügel und Flossen im üblichen Sinn, lediglich mit einem klumpigen, fleischigen Leib, dem ein breiter, plumper Kopf mit zwei großen seitlichen Augen aufgesetzt ist. Doch ist dieser Kopf eher einem weiten Krater zu vergleichen, in dessen Schlund die Nahrung versorgt wird. Das seltsamste aber an diesen Tieren sind die dem Kraterrand aufgesetzten Fangarme, skelettlose, schwanzartige Gebilde, die auf der Innenseite mit bedrohlichen Saugnäpfen dicht besetzt sind und aus vielen kräftigen Muskeln bestehen, weshalb sie sich ungeheuerlich strecken, aber sich auch zu kurzen Stummeln zusammenziehen und sich in allen Richtungen winden und drehen können. Lebende Tierarten nach diesem Bauplan kennt man einige wenige Hundert, meist handgroße bis ellenlange, aber auch einige kleinere, und dazu fürchterlich große, ist doch auf der Neufundlandbank einmal ein sechs Meter langer Riese angeschwemmt worden, dessen Fangarme die artige Länge von elf Metern aufwies bei einer Dicke von der eines menschlichen Oberschenkels. Man kann sich wohl vorstellen, daß diese enormen Fangarme, wenn sie ein menschliches Auge im Meerwasser ringeln und flattern sieht, das Bild phantastischer Seeschlangen erweckt, von denen hie und da schauererregende Berichte durch die Zeitungen eilen.

Solcherart Meertiere waren die ausgestorbenen Ammoniten, doch mit der Zutat eines kunstvollen Gehäuses, das allein versteinierungsfähig war und uns erhalten geblieben ist, während alle Weichteile der Verwesung anheimgefallen sind. Die Forschung hat rund 5000 Ammonitenarten nach dem Bau des Gehäuses unterschieden, kleinste von wenigen Millimetern Durchmesser und radförmige Gebilde von einem Ausmaß, daß wir sie nur knapp durch eine Stubentür wälzen könnten. Die häufigsten Größen liegen zwischen der einer Taschenuhr und eines Tellers. Im einzelnen sind die Bauformen ungemein mannigfaltig. Sehen wir sie uns etwas näher an!

Während ein Schneckengehäuse einen einzigen, wendeltreppenartigen oder spiraligen Raum umfaßt, den das Tier vollständig ausfüllt, ist die Ammonitenschale gekammert, indem der ganze Schalenraum durch eine Menge Querwände in Kammern zerfällt. Nur die äußerste, größte Kammer, die Wohnkammer, wird vom Tier mit Beschlag belegt. Alle andern sind mit Luft oder einem luftähnlichen Gas gefüllt. Diese Kammern reihen sich in allen erdenklichen Formen aneinander: im einfachsten Fall geradlinig

zu einem allmählich sich verjüngenden Stab, sind aber am häufigsten nach Art einer Uhrfeder oder Spirale zu einer radförmigen Scheibe aufgerollt, gelegentlich auch korkzieherartig auseinandergezogen. Die Kammern selbst sind ungemein mannigfaltig gestaltet, mit Zapfen, Leisten oder andern Ornamenten ausgestattet und unter sich durch sogenannte Nähte, ähnlich unsern Schädelknochen, ineinandergefügt. Gerade der Verlauf dieser Nähte ändert von einfach geschwungenen Linien bis zu den bizarrsten Formen ab. Wenn wir uns erst noch die lebenden Tiere hindecken mit ihrer silberschimmernden Haut, dem Metallglanz, dem reichen Farbenspiel, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sie mit ihren abenteuerlichen Fangarmen dahinrudern, kriechen, schwimmen, dann gewinnen wir ein entferntes Bild von dem Reichtum der ammonitischen Tierschöpfung. Wie majestätisch müßte das aussehen, wenn ein solches Tier mit einer Schale von Wagenradgröße heranschwebt, wie atemraubend, wenn sich ihrer mehrere mit wild erregten, zappelnden Fangarmen auf ein Opfer stürzen und sich in rasendem Kampf um die Beute reißen!

Wie mag es denn kommen, wird und soll man sich fragen, daß der Forscher ausgerechnet ein tintenfischartiges Tier in die Wohnkammer des Ammonitengehäuses hineinpflanzt? Warum steckt er in dieses „Hüsl“ nicht eine Schnecke mit ihren vier „Pfüsli“, einen Krebs mit seinen Scheren? Warum läßt er nicht irgendein anderes Meertier sich häuslich darin einrichten? Der Forscher tut das selbstverständlich nicht aufs Geratewohl, sondern hat seine bestimmten Anhaltspunkte. Im Meer leben nämlich heute noch ganz wenige Schalentiere, deren schneckenartiges Gehäuse ganz nach Art der Ammoniten in Kammern gegliedert ist und das auch in andern Merkmalen mit den Ammoniten weitgehende Übereinstimmung aufweist. Man darf sie daher als entfernteste Verwandte der Ammoniten auffassen, als letzte Überlebende, die sich aus einem weiten und komplizierten Verwandtschaftskreis der fernen Urzeit in die Gegenwart hinübergerettet haben. Es sind sogenannte „lebende Fossilien“, das heißt isolierte Tiertypen mit verwandtschaftlichen Beziehungen zu ausgestorbenen Tierformen, und gerade deshalb von hohem wissenschaftlichen Interesse, weil sie ein Licht werfen in das Dunkel vergangener Epochen und dadurch Einblicke gewähren in die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen lebenden und erloschenen Geschöpfen. fw.